No. 4569
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY
RECD MAR 1914

Treu bis in den Tod.

Lebensbild

des Missionars

Dr. Fr. Ribbentrop.

Zur freundlichen Beachtung!

Die Goßnersche Mission, eine Gründung des in allen Erdteilen bekannten Verfassers des „Schatzkästchens", des Berliner Predigers Johannes Goßner († 1858), hat ihre Missionsfelder in Vorderindien am Ganges und besonders unter dem Volke der Kols, wo sich schon viele Tausende in die christliche Kirche haben aufnehmen lassen.

Gaben der Liebe bitten wir zu senden:

An das Kuratorium
der Goßnerschen Mission
in Friedenau-Berlin,
Handjery-Straße 19—20.

Ein Lebensbild.

Vor jedem steht ein Bild des was
er werden soll,
So lang er das nicht ist, ist nicht
sein Friede voll.

I.

Es sei mir vergönnt, hier von einem Manne zu erzählen, der ein großes Leben gelebt hat, ein Leben voll Kampf und Streit, und doch voll Frieden; einer von den Menschen, welche, gleich dem Cid, im Tode siegen und leben ob sie schon gestorben sind.

Friedrich Christian Heinrich Ribbentrop wurde in dem in der Grafschaft Wernigerode gelegenen Flecken Wasserleben am 18. Februar 1819 geboren. Später übernahm sein Vater, der Oberamtmann Ribbentrop, die Domäne in Hornburg, einer preußischen Grenzstadt, und an diesem Ort hat Friedrich Ribbentrop seine Jugendzeit verlebt.

Leider weiß man wenig Sicheres über ihn aus dieser Periode. Darin aber sind alle Nachrichten einig, daß er sich zu einem ungewöhnlich begabten Jüngling entwickelte; als ein solcher verließ er tüchtig ausgebildet das Gymnasium zu Halberstadt, um Jura zu studieren. Mündliche Nachrichten sagen, daß der Student, dem sich das Leben von allen Seiten

als ein glänzendes Glück zeigte, der keinen Kampf zwischen Pflicht und Freude zu kämpfen hatte, sich der letzteren mit der Hingabe, die sein ganzes Leben charakterisierte, ergab und damals der gesuchteste Gesellschafter, der beliebteste Tänzer war. — Aber solch fröhliches Treiben hielt ihn nicht von ernsterer Arbeit ab; er soll in dieser Zeit ein atheistisches Buch geschrieben haben, von dem seine Freunde Großes hofften und Gesinnungsgenossen bei der damaligen Zeitströmung erwarteten, dies Buch würde den Gott der Christen vollends vom Throne stoßen. Doch nie hat man später wieder etwas davon gehört, Ribbentrop wird es wohl im Manuskript vernichtet haben.

Das juristische Studium aber befriedigte ihn nicht; als er es beendet hatte, ging er plötzlich nach Berlin und gab sich dort philosophischen Studien hin. Hier war er bald wieder der geliebte und gefeierte Mittelpunkt eines Jünglingskreises, dem es um tüchtige Bildung zu tun war und der sich nicht in den ausgefahrenen Geleisen der Mittelmäßigkeit wohl fühlte. Es zeugt von den großen Gaben, welche Ribbentrop hatte, wenn man hört, was er hier alles trieb und studierte und zwar gründlich trieb. Wie die Quäker zu allen Menschen, so sagte er zu allen Wissenschaften Du. Ein noch lebender Freund erzählt, wie sich ein kleiner Kreis von Jünglingen bei wöchentlichen Versammlungen die Aufgabe gestellt hatte, schwierigere Themata in freien Vorträgen gründlich zu behandeln. Ribbentrop gewann allen den Preis ab, ohne danach zu ringen; ja, er sprach sogar auf Wunsch der Freunde über schwere Gegenstände ex tempore mit einer Gründlichkeit, welche allgemeine Bewunderung erregte. Auch auf anderen Feldern war er heimisch, nicht nur die Wissenschaft, auch die Kunst nannte ihn ihren Jünger. Eine Beethovensche Sonate z. B. spielte er nach nur einmaligem Hören frei nach dem Gehör. Und es war ein Lebensmut in allem, ein frisches, natürliches Streben; es war nichts aus ermatteter Reflexion Entstandenes, nichts künstlich Gemachtes, — diese frische Natürlichkeit begleitete Ribbentrop durch sein

ganzes Leben; mit ihr ergriff er auch nun das Eine, was ihm bisher noch gefehlt hatte, um ein rechter Mann zu sein, — das Eine was not tut.

Es liegt ein Schleier über dieser heiligsten Begebenheit in Ribbentrops Leben, ein Schleier, der nur wenig gelüftet wird durch das Bruchstück eines Lebenslaufes, der einst von ihm gefordert wurde, und den er in lateinischer Sprache kurz und bündig, fast im Lapidar-Stil schrieb.

Irren wir nicht (und seine späteren Briefe bestätigen diese Annahme) so hatte er nun alles Große, Schöne, was Bildung, Wissenschaft, Kunst bieten, durchforscht und war leer und unbefriedigt, weil er das Größte und Schönste nicht gefunden. Trotz sorgsamer Erziehung und gründlicher Gelehrsamkeit wußte er, wie er selbst später sagte, nicht, daß Christus noch lebe, oder daß es Menschen gebe, in denen dieser Christus eine Macht sei. „Selbst Luther," so klagt er, „wurde uns auf der Schule fast nur als ein echter Deutscher, aber nicht als der Zeuge Christi dargestellt. Ich war, bis ich ausstudiert, und noch lange nachher, fast nur von Sadducäern groß und klein, von Stoikern und Epikuräern umgeben. Ja, ich bin ein wissentlicher Heide gewesen."

Hören wir, was er uns von seinem Leben bis hierher in den oben erwähnten Aufzeichnungen seines Lebenslaufes sagt:

„— — ich lernte die griechische Philosophie aus den Quellen kennen und gab mich besonders dem Studium des Aristoteles mit vielem Eifer hin. Obgleich mir derselbe damals gleichsam nur als alter Zeuge heidnischer Weisheit galt, so gewann ich durch die genauere Lesung seiner Naturphilosophie 2c. doch Anschauungen, deren Nutzen mir erst später bewußt ward. Auch wurde mir die griechische Philosophie eine Quelle für die Erkenntnis griechischen Geistes und griechischer Sitten überhaupt, so daß ich das griechische Altertum nie aus den Augen verloren habe, wenngleich ich die Lesung der übrigen Schriftsteller nie philologisch betrieben habe. Nach-

dem ich so beinahe vier Jahre in Berlin zugebracht, ward ich zum Doktor promoviert, ging darauf nach München, teils durch die dortigen Kunstschätze angezogen, teils um Schelling zu hören. Sowohl dessen Einleitung in die Mythologie als auch ästhetische Studien bewirkten, daß ich anfing von metaphysischen Spekulationen zu historischen Betrachtungen überzugehen, so daß ich das folgende Jahr nach Berlin zurückgekehrt sowohl die Geschichte der neuen Philosophie sorgfältiger aus den Quellen studierte, als auch den empirischen Wissenschaften mehr und mehr Achtung und Aufmerksamkeit zuwandte. Hierin ward ich besonders von Kant, Leibnitz und Wilhelm von Humbold bestärkt, unter deren Einfluß ich mehrere Jahre mich ganz psychologischen Untersuchungen hingab, von denen mich erst erneuerte Bekanntschaft mit der Bibel abrief. Neue theologische Studien beginnend, erkannte ich eine äußere Tätigkeit schon zu lange versäumt zu haben und entschloß mich sobald wie möglich Unterricht am Gymnasium nachzusuchen. Ich habe daher in diesem Jahre teils biblisch-theologische Studien, teils philologische, teils historisch-physische Repertorien getrieben."

Hier bricht Ribbentrops eigene Lebensbeschreibung plötzlich ab. War es die „erneuerte Bekanntschaft mit der Bibel," war es der alte Goßner, dem der Jüngling jetzt nahe trat und dessen ganze Persönlichkeit einen wunderbaren Einfluß auf ihn gewann, — führte ihn die Bibel zu Goßner, oder führte Goßner ihn zur Bibel, — wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, es war dies kein Abschnitt in seinem, sondern ein Durchschnitt seines ganzen Lebens.

Goßners Einfluß war es auch wohl, der Ribbentrop zu der Erkenntnis brachte, daß „er die äußere Tätigkeit schon zu lange versäumt habe." „Ohne Goßner," meinte er später einmal, „säße ich wohl noch und kämpfte zwischen Schlafen und Schwärmen."

Ribbentrop ward nun fürerst Gymnasiallehrer in Berlin. Aber wie sah es in den Schulen aus! Er wollte seinen

Schülern gern lebendige Speise statt toten Wissens geben, sah sich jedoch überall gehindert und eingeengt.

Seine Empfindungen dabei sprechen folgende Worte aus, charakteristisch für die damalige Zeit und für ihn selbst:

„Alles Elend hienieden steht unter dem Begräbnis des Zweckes unter dem Mittel; so gleichen die jetzigen Gymnasien zumeist Kirchhöfen, da die ursprünglichen Zwecke, die das Studium der Alten eingeführt haben, begraben liegen unter Formen und Mittelwesen und das junge edelste Leben des Volkes an Leichensteinen und Schädeln herumgeführt wird! Für brütende blutlose Hamletsschatten ein gedeihliches, Moder duftendes Erdreich, — und diese Philologen, graue in Grau gemalte Menschen, des Starmatzen Cicero Starmatze, ohne Erde und ohne Himmel, verrochen in den Moder gewesenen Wesens und Unwesens, im blühenden Spiel mit aufgewühlten Gerippen, das entsetzliche Bild lebendig begrabener Menschen. O du, der Freiheit Schwert, Geschichte! wo willst du mit diesen Leuten hin? Die Gestalt der jetzigen Gymnasien ist durch die Stimme des Volkes längst gerichtet. Wir Christen sind so weit gekommen, daß wir den natürlichen Hauch für unwürdig halten und ins Unnatürliche und Verschrobene hinein bilden.“

Es mag ums Jahr 1847 gewesen sein, als Ribbentrop Goßner kennen lernte. Er war damals 28, Goßner 74 Jahre alt. Mit der ganzen Kraft jugendlicher Innigkeit umfaßte Ribbentrop den Greis, der ihn wiederum wie einen Sohn liebte. — Edelsteine unter den Menschen sind so selten, wie Edelsteine unter anderen Steinen. Goßner aber war ein Edelstein. Er lehrte Ribbentrop die geadelten Kinderpossen des Lebens im rechten Lichte betrachten, „er war ihm ein unermüdlicher Treiber, ein rücksichtsloser Verächter aller der

Glanzpuppen und toten Wachsfiguren, die den Gekreuzigten verschleiern und übermalen wollen," so erzählt Ribbentrop selbst von ihm in einem Briefe.

Von Goßner haben alle Leser unsrer Missionsblätter gehört und gelesen. Ein katholischer Geistlicher, war er mit Fenneberg, Boos, Lindl eng befreundet. Es war ein wunderbares Regen und Ringen im Anfang des 19. und Ende des 18. Jahrhunderts. Im allgemeinen suchten die Geistlichen den Standpunkt der Religion in der Kirche, nicht im Leben. Goßner und seine Freunde gingen auf wahre Herzensbekehrung aus, für sie hatte auch jede wissenschaftliche Bestrebung nur dann Wert, wenn sie diesem Zwecke diente. Darum trugen sie die heiligende Kraft der Religion, welche zu sehr in den Mauern der Kirche eingeschlossen, durch Zeremonien und Formen verhüllt war, in das Leben des Volkes hinein; sie gingen auf wirkliche Herzensbesserung aus und verschmähten die eitle Selbstbefriedigung der Priester, welche über dem Volke stehend, sich genügen ließen, ihm eine tote Orthodoxie zu predigen; mit lebendigem Glauben gingen sie den einzelnen Seelen nach und predigten ihnen Jesum Christum den Gekreuzigten.

Ein altes Sprichwort sagt: „Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es wieder heraus." Der Ruf Goßners: „Kommt zum Heiland!" prallte nicht auf totem Felsgestein ab, er traf lebendige Menschenherzen und die Antwort war ein vielfaches: „wir kommen." Eine solche Bewegung konnte nicht unbemerkt bleiben, — aber diese Sprache war verpönt. Wie durfte ein katholischer Priester es wagen, dem Volke das Wort des Lebens in die Hand zu geben? Wie gegen seine Freunde, so begann auch gegen Goßner die Verfolgung. Wir sehen ihn in Seeg, Augsburg, Dirlewang, München, Düsseldorf, Petersburg, überall in großem Segen, überall unter Anfeindung und Verfolgung Gottes Wort verkünden. Aus Rußland verbannt, ging er nach Deutschland, wo er zur protestantischen Kirche übertrat und endlich im Jahre 1829 in Berlin eine Anstellung als Prediger an der böhmischen Kirche

fand. Hier wirkte er segensreich bis zum Jahre 1846, wo er, 73 Jahre alt, sich in die Stille zurückzog. Aber in was für eine Stille! Ohne sein Zutun, ja, wider seinen Willen war er in eine Tätigkeit für die Mission in den Heidenländern hineingezogen worden; in dieser Arbeit, die täglich wuchs, hat er bis zu seinem im Jahre 1858 erfolgten Tode treu gestanden, und was er angefangen, wächst und gedeiht noch bis zum heutigen Tage.

Goßners Mission begann damit, daß im Jahre 1837 einige junge Leute zu ihm kamen und ihn baten, sie als Missionare zu den Heiden zu schicken. Er wollte nicht, wies sie ab. Aber sie ließen ihn nicht los, ja, es kamen immer mehr. In manchen Persönlichkeiten liegt eine wunderbare Gewalt über andere Herzen. War Goßner eine solche Persönlichkeit? Er hat mit hunderten von Jünglingen aus hohem und niederem Stande, gebildeten, ungebildeten und verbildeten verkehrt und alle nannten ihn ihren geistlichen Vater, und die von Natur so verschieden angelegten Menschen hatten für Vater Goßner nur ein Gefühl, über ihn nur eine Stimme.

Auch Doktor Ribbentrop fühlte sich wundersam zu dem Greise gezogen. Was war es, das die beiden eng verband?

„Von Ihnen habe ich beten gelernt," schrieb Ribbentrop einst an Goßner.

Bezeichnend für ihr ganzes Verhältnis ist ein kleiner Zug, den Ribbentrop ebenfalls in seinen Briefen erwähnt. Es war am 18. März 1848, als er aus der empörten Stadt Berlin, wo alle wilden Leidenschaften entfesselt wüteten, wo Revolution ihre Fahne schwang und Flintenschüsse ertönten, während wüstes Gebrüll den Text dazu gab, — an diesem Abend war es, da floh der geängstete Jüngling, dem diese rohe Entfaltung wilder Kräfte, diese Empörung des Menschen gegen den Menschen, das Herz zerwühlte, in das stille Gartenhaus der Vorstadt (jetzt Potsdamerstr. 119), das Goßner damals bewohnte. Hierher drang kein wüster Lärm, kein Kampfgeschrei.

War das stille Gartenhaus auch eine solche Zufluchtsstätte für Ribbentrop, wenn der Kampf im eigenen Herzen heiß entbrannte? Lernte er hier, daß die Arbeit an uns selber, an unserem Willen und Herzen uns auch im Denken zur Entscheidung und Beruhigung verhilft?

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei der äußeren Missionstätigkeit, in welcher Goßner stand, auch Ribbentrop in diese Arbeit gezogen wurde. — Langsam, langsam fiel ihm die Not der Heiden auf die Seele, — um aber dann auch bis zu seinem Tode als ein schwerer Stein dort liegen zu bleiben. Doch er fühlte, daß er diese Armen nicht bloß beklagen dürfe, sondern daß er ihnen helfen müsse. Ein großer Entschluß reifte in ihm, und als er Goßner bat, ihn selbst mit allem, was er hatte, zum Dienste Gottes zu verwenden, ihn als Missionar unter die Heiden zu schicken, da war es kein unüberlegter Schritt, keine Gefühlsaufwallung, keine hochfliegende Planmacherei, auch kein blasiertes Europamüdesein, da war es das feste, ruhige Wort eines Mannes, der da weiß, was er tut.

Warum sucht er den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn er ihn nicht den Brüdern zeigen soll? —

Der ganze Bildungsgang Ribbentrops ließ wohl keine Frage aufkommen, wohin man ihn zu schicken habe, um so mehr, da Indien das Hauptarbeitsfeld der Goßnerschen Missionare war. Er selbst sehnte sich hinaus, hinaus aus Pfeifenqualm und Bücherstaub, in die frische Himmelsluft. Es hat wohl selten einen so reichbegabten Missionar gegeben, der so gründlich mit allem, was er früher erstrebt und ersehnt, gebrochen hat, der sich so rückhaltslos zum Dienst der Aermsten unter den Armen gegeben, der so mit ganzer Seele gewollt hat was er wollte.

Natürlich erregte es ein großes Geschrei in der Welt, als Ribbentrop, das Schoßkind des Glücks, dem Ehre und Reichtum, Schönheit und hohe Freunde zur Seite standen, — als dieser, der zum Entsetzen aller „fromm" geworden war, nun

nach fernen Ländern, die damals allerdings dem Auge noch viel ferner lagen als jetzt, gehen wollte, um Heiden, unter denen sich das Volk fast nur Menschenfresser dachte, zu bekehren. — Schreiberin dieses, die damals in der Nähe von Ribbentrops Heimat wohnte, erinnert sich ganz deutlich, oft gehört zu haben, wie die Leute sich bedenklich erzählten, „daß der Sohn des Oberamtmann Ribbentrop verrückt geworden sei".

Ja, Gott hatte ihm sein ganzes Leben verrückt, hatte demselben einen anderen Angelpunkt gegeben, nach dem seine Augen ausschauten. Am 18. April 1848 wurde Ribbentrop in dem kleinen Saale des Elisabeth-Krankenhauses in Berlin zum Missionar abgeordnet. Bald darauf reiste er nach Indien. Goßners letztes Wort zu ihm war: „Wir müssen uns hier trennen, damit wir uns oben wiederfinden." Jetzt sind nun wohl die beiden edlen Streiter wieder vereint, aber Ribbentrop sollte erst noch einen schweren Kampf kämpfen, bevor er seine Rüstung ablegen durfte.

II.

Was ist Indien für ein Land? „Es ist das Land, das wie kein anderes die Geschichte und die Sitten aller übrigen beherrscht und bedingt hat; das Land, auf dessen Einfluß die wichtigsten Grundzüge der Zivilisation der alten Welt zurückzuführen sind; das Land, in welchem diejenigen Religionen ihren Ursprung haben, zu denen noch heute die größte Zahl von Menschen sich bekennt; das Land, das am allergeeignetsten und recht eigentlich von Gott berufen ist, um geistige Einflüsse über ganz Asien zu vermitteln und weiter zu tragen: das Land, das in seinen Grenzen bei zweihundert Millionen menschlicher Herzen einschließt, welche alle nach Wahrheit, Frieden und Seligkeit dürsten."

Unberechenbar groß ist der Einfluß, den Indien von jeher auf die ganze Welt geübt hat. Fassen wir nur die materielle Seite für Europa ins Auge, — welche Umänderung unserer Sitten und Gewohnheiten hat Indien veranlaßt! Die Einfuhr seiner Produkte hat eine förmliche Umwandlung unserer Lebensweise hervorgebracht. Wir denken wenig an das ferne Land, wenn wir in den Krankenstuben, in den Hütten der Tagelöhner, in den Schlössern der Reichen, den Erzeugnissen Indiens begegnen, das uns seit langer Zeit mit seinem Reichtum überschüttet.

Aber viel bedeutungsvoller noch ist der geistige Einfluß, den Indien auf die Nationen ausgeübt hat; die Kulturgeschichte des Altertums erzählt uns von den mathematischen und astronomischen Leistungen der Gelehrten Indiens, von dem tiefen System seiner Philosophen, von den großartigen Werken seiner Dichter und Künstler. Die uralte Götterlehre Indiens ging, allerdings mit nationalen Wandlungen, auf das alte

Aegypten über, von da nach Griechenland, nach Rom, und von dort auf fast alle gebildeten Nationen der alten Welt. Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß zur Zeit, als Christus erschien, alle Religionen, die Israels und Chinas ausgenommen, ihren Ursprung im Hinduismus hatten und auch der chinesische Buddhismus ist nur eine Form des Bramanismus.

Betreten wir nun dies mächtige Land, das seit unserer Kindheit wohl nur im Märchenglanz einer nie untergehenden Sonne, funkelnd von Diamanten und Herrlichkeiten, vor uns gelegen hat. Ja, hier ist alles großartige Natur, eine Fülle, ein Reichtum, der anfänglich jedermann berauscht. Wohin soll das Auge zuerst sehen, das fast geblendet ist von dem strahlenden Glanze der indischen Sonne? Hier der majestätische Bananenbaum, der aus der Höhe herab seine Luftwurzeln in die Erde senkt, um sie aufs neue zu erheben und wieder zur Erde zu neigen, dort ein Wald von Myrten, Oleandern, dunkelroten Granaten und tausend anderen Blumen in nie gesehener Ueppigkeit und Farbenpracht. Und da am fernsten Horizonte die ewigen Schneegipfel des Himalaja-Gebirges, der aus seinem Schoße die mächtigen Ströme, den Ganges und Bramaputra ins Flachland sendet, — ja, die Natur ist schön, über alle Beschreibung schön, aber das interessanteste ist dem Menschen doch immer der Mensch! Wie sieht es nun mit der Bevölkerung Indiens aus?

Die Hindus, mit denen wir es heut hier allein zu tun haben, da sie zwei Drittel der Bevölkerung Indiens ausmachen, und Dr. Ribbentrop unter ihnen arbeitete, sind im allgemeinen ein kleines Geschlecht von brauner Farbe. Klug, schlau, natürlich, gutmütig; sind sie unwahr vom Scheitel bis zur Zehe, die Antwort auf eine Frage nie nach der Wahrheit, sondern nach dem Wunsche des Fragers gebend. Träge, von der reichen Natur zu einem arbeitslosen Leben begünstigt, sitzt und träumt der Hindu oft stundenlang. Der gemeinste Mann ist Philosoph und beschäftigt sich mit Lösung der tief-

sten Fragen. Durch und durch religiös, wie kein anderes Volk auf Erden, ist der Gottesdienst nur eine Fülle von Formen. Das System der Hindu-Religion deutlich zu beschreiben, hält selbst Bayer, der Kenner Indiens, für eine Unmöglichkeit. „Es ist," sagt er, „ein abenteuerliches Konglomerat von philosophischen Spekulationen, poetischen Phantasien, alten Ueberlieferungen, sittlichen Regeln und unsittlichen Maximen, einigen Spuren der Uroffenbarung, gemischt mit tausenden von widersprechenden Meinungen der Hunderte von besonderen Sekten, alles im Wirrwarr zusammengeworfen und durch die Vorurteile des Pöbels und örtlichen Aberglauben in zahllose Formen umgestaltet. Einige Hindus glauben an die Einheit Gottes, andere an eine unermeßliche Zahl von Götterwesen. Die einen betrachten diese Götter als Ausflüsse des höchsten Wesens, die andern als bloße Erscheinungsformen oder Namen der einen alles durchdringenden Gottheit. Manche sind Pantheisten, andere Deisten und nicht wenige halten Götter und Menschen nebst dem ganzen Universum für einen nichtigen Schein (Maya), während viele wiederum nur die Schöpfung eine Scheinwelt nennen, Gott aber als die einzige Existenz ansehen. Das gemeine Volk wirft alle diese Spekulationen unter einander, und bekommt eine Menge abgeschmackter Vorstellungen, denen weder es selbst noch irgend ein Sterblicher Verstand abgewinnen kann. Genauer betrachtet hat das Volk gar kein System, sondern ist ein blinder Sklave von herkömmlichen Zeremonien und Gebräuchen, deren manche örtlich beschränkt, andere sehr verbreitet sind und mit deren Ursprung und Zweck es ganz unbekannt ist. Zur Ergötzung der Masse haben Priester und Dichter eine Art poetischen und dramatischen Religionssystem erfunden. Heldengedichte und Volkslieder erzählen die Taten der Götter und Halbgötter, denen alle Laster zugeschrieben werden, die je die menschliche Natur entehrten. Dramatische Darstellungen dieser Taten mit anzusehen, heilige Plätze zu besuchen, zahllose Zeremonien mitzumachen, die Bramanen zu beschenken, — das ist die Religion des indischen Pöbels."

— Und welches sind die Folgen solcher Religion?

„Indiens Bevölkerung," sagt ein genauer Kenner des Volkes*), „ist sittlich krank, zum Tode krank. Das kann uns nicht wundern, wenn wir die verderblichen Einflüsse der Religion ins Auge fassen, zu der sie sich bekennt. Von dem greulichen Religionssystem der Hindus kann man mit Wahrheit sagen, daß das grundverderbte Menschenherz, unter Mitwirkung des Satans, die Lehrsätze desselben aus den Tiefen seiner eigenen Bosheit geschöpft und die Personifikationen seiner eigenen Laster zu Gegenständen göttlicher Verehrung aufgestellt hat. Es gibt keinen argen, aus der dunkeln Tiefe eines zerrütteten Herzens aufsteigenden Gedanken, der nicht in der Religion des Hindu Nahrung und Ermutigung fände. Diese Religion ist eine Atmosphäre des Bösen, die über das ganze Volksleben sich ausbreitet und alles Schädliche zur Entwickelung und zur Reife treibt. Jeder schändlichen Lust oder Neigung kommt in ihr etwas Verwandtes, Gleichartiges entgegen, — etwas, das die böse Lust nährt, sie zur Tat treibt und sie gut heißt. Es findet sich immer irgend ein Gott in dem Pantheon der Hindus, der durch die Vollziehung gleicher Frevel zu dem Anrecht auf göttliche Verehrung gelangt ist."

Zu diesem todkranken Volke zu gehen und ihm die Wahrheit, welche es von solcher Religion frei machen kann, zu bringen, wurde nun Dr. Ribbentrop getrieben. Seine Vorbildung war wie für Indien gemacht. Die gründlichen Sprachkenntnisse halfen zur leichteren Bewältigung der Hindusprache. Die Bekanntschaft mit den alten Griechen und Römern, die vielgeübte Versetzung des Geistes in die Denkweisen früherer Zeiten machten es ihm leicht, die verschiedenen Formen des Hinduismus und Pantheismus zu erkennen. — Nun denkt man vielleicht, der kluge Doktor der Philosophie wird gelehrte Disputationen mit den indischen Weisen, mit

---

*) Ridgeway.

den Bramanen angestellt, und ihnen die Göttlichkeit der Religion, welche er lehrte, wissenschaftlich bewiesen haben, — aber nein, weit gefehlt! Ribbentrops ganzes Leben hat von hier an nur eine In- und Ueberschrift: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen Des, der mich gesandt hat."

Er lebte den Heiden das Christentum vor, das er ihnen predigte. Um Menschen zu gewinnen, setzt er nichts geringeres als sein Herz ein; große Beredsamkeit, Talente können andere fortreißen, enthusiasmieren, — sie für die Ewigkeit gewinnen, kann nur die Liebe.

Und um dieser sich ganz hingebenden Liebe willen war Ribbentrop eins der edelsten Geschenke, das Gott dem Hindu-volke gegeben hat.

Indien ist das Grab vieler Missionare. Nicht nur im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nein, es tritt mit seinen Versuchungen an die Seelen derselben und ob sie auch anfangs mit Unwillen sich abwenden, lange widerstreben, — langsam, langsam werden so viele treumeinende Menschen innerlich getötet.

Wie erklärt sich die Erscheinung?

Die Engländer sind die Herren des Landes, — jeder Weiße wird von den Eingebornen, ob sie ihn auch ihrer Religion nach tief unter sich stellen, und durch Essen mit ihm verunreinigt würden, — dennoch wird jeder Weiße von ihnen für einen Herrn angesehen und demgemäß mit sklavischer Unterwürfigkeit umgeben.

Das Klima in Indien stellt Anforderungen an den Europäer, denen er sich fast nie ohne Schaden für seine Gesundheit entziehen kann. Er muß sich auf Reisen von den Eingebornen tragen lassen; Diener müssen ihm im Zimmer den Pankha drehen, durch dessen Luftzug es zu gewissen Zeiten allein möglich ist, die tropische Hitze zu ertragen. Alle Arbeit muß er von Eingebornen verrichten lassen, die, wenig kostspielig zu erhalten, auch meist nur eine Art Arbeit tun,

so daß eine große Zahl Diener kaum das leistet, was ein europäischer Diener hier zu Lande tut. Der Missionar muß ruhen, darf sich Mittags nicht der Sonne aussetzen u. dgl. mehr. Aber alle diese Dinge, notwendig an sich, führen gar leicht zu einem sich Gehenlassen, und mit der Zeit, o, in wie vielen Fällen! zu einem traurigen Dienst und Verwöhnung des eigenen Körpers.

Endlich, — Indien ist ein reiches Land, es ist für den Europäer nicht schwer, auf die eine oder die andere Art dort reich zu werden. Zuerst gedenkt der Missionar wohl daran, daß er in der Nachfolge des armen Christus stehen soll, er kämpft ritterlich gegen die Versuchung, die leise heran tritt und ihm vorredet, daß er viel mehr in seinem Werke arbeiten kann, wenn er unabhängig und reich dasteht. Aber der Mann wird älter, er sieht, wie die reichen Engländer es gut haben, — er tut einen Schritt dem verderblichen Reichtum entgegen, der eine Schritt zieht mehrere nach sich und bald ist ein Geist des Handelns, des Materialismus über ihn gekommen, der sich nimmer für einen Streiter Christi paßt, die Blüten seines Werks erstickt, und, ihm selbst unbewußt, seine Gedanken und sein ganzes Leben auf eine andere Bahn reißt.

Diese Gefahren traten auch an Ribbentrop heran. — Erlag er ihnen?

Es ist eine Freude in dieser unserer zerfahrenen Zeit, das Bild eines Mannes enthüllen zu dürfen, dessen Züge in Wahrheit noch viel schöner sind, als die Feder sie zeichnen kann.

Ribbentrop hat auch durch viele andere Versuchungen, durch viele Kämpfe und Anfechtungen gehen müssen. Schwer war es für ihn, wenige Früchte seiner Arbeit zu sehen; schwer auch war es, oft mit Leuten an einem Werke zu arbeiten, die auf Bildung des Geistes wenig Ansprüche hatten. Und Ribbentrop hatte ein unbeschreiblich zartes Gefühl, das nur von einem noch zarteren Gewissen übertroffen wurde. Um das Harte des Berufes für Ribbentrop zu vermehren, kam

noch, daß er keine Pflege oder Erholung im eigenen Familienkreise suchen konnte. Aber all die armen Heiden, sie waren seine Familie und Ribbentrop war in Wahrheit: Aller Knecht. Charakteristisch für ihn ist es, daß man in allen Briefen, die er während seines sechzehnjährigen Aufenthalts in Indien nach Europa schrieb, nur Klagen über sich, nie über einen andern hörte. Kam je ein Zwist unter den Missionaren vor, — wir haben nicht erfahren können, daß Ribbentrop selbst je einen gehabt — so war er der Friedensstifter, der, wenn irgend möglich, die Schuld auf sich nahm, und nicht ruhte, bis der Friede wieder völlig hergestellt war.

Doch wir wollen nun den Mann, in dessen Leben wir hier blicken, selbst reden lassen. Aus seinen Briefen hören wir ihn am besten:

Zuerst aus einigen Reisebriefen, die Ribbentrop an Goßner sandte:

London, nach Ostern 1848.

„Bis jetzt hat uns Gott so zärtlich, ausführlich und bis ins Unbedeutendste hinein versorgt, daß es wahrlich eine unsägliche Schande wäre, wenn wir zurückgingen, statt vorwärts. Er kennt seine Leute und weiß, wie viel er ihnen auflegen kann; und aus der Leichtigkeit, mit der uns von außen alles entgegenkommt, können wir annehmen, wie klein und geringfügig das Kreuz ist, das Er uns zu tragen zutraut. Wir sind auch wirklich noch gar zu schwächlich und unzuverlässig. Wie hat uns das bißchen Seekrankheit, das Er uns wirklich bis jetzt so glimpflich zugemessen, wie hat es uns trotzdem gleich aus dem Sattel gehoben und das Licht ausgeblasen, welches bei anderen rechtschaffenen Christen in solchen Lagen erst recht sichtbar wird; und wie wehrlos stehen wir noch da gegen die Versuchungen zu allerhand Unordnung, Zerstreuung und Fahrlässigkeit, die eine Reise natürlich mit sich bringt, die aber doch den Christen und besonders den Missionar billig nicht rühren dürften. Ja, ja, lieber Herr Prediger, von eigentlichem Missionsgeiste, von apostolischem

Geiste — nun Sie raten wohl, was ich sagen will, aber beten Sie nur recht unaufhaltsam, daß auch wir beten lernen, so muß es besser werden u. s. w."

In diesem Briefe gibt Ribbentrop noch mehrere Verordnungen, sein Vermögen betreffend, das er „zur Ehre des allein rechtmäßigen Eigentümers und unumschränkten Herrn über Geld und Gut" verwandt wissen will. Er hatte nicht nur sich, er hatte auch sein ganzes nicht unbedeutendes Vermögen der Mission gegeben. — Hier schalte ich sogleich einige Beschränkungen ein, die er darin in einem etwas späteren Briefe macht und die ein Zeugnis seiner zarten Gewissenhaftigkeit geben.

„Ich wünsche," so schreibt er im Jahre 1849, „im Fall des in Indien allerdings häufig vorkommenden Falles des Invalide-Werdens, kein Vorrecht vor andern Brüdern zu haben. Eben darum möchte ich meine übrigen Verbindlichkeiten gleich ein für allemal abmachen. Solche glaube ich gegen die Armen der Stadt Hornburg zu haben, worin das Vermögen gesammelt ist; ich möchte hierzu 300—400 Gulden bestimmen, 400 Taler der dortigen Kinder-Bewahranstalt. 20 Gulden bin ich quasi in München schuldig, wo ich für einen liederlichen Freund um so viel, als er abreiste, Bürge ward, hernach aber selbst ohne zu berichten, abreiste. Ich mag das nicht in meinem Gewissen sitzen behalten, denn nach menschlicher Wahrscheinlichkeit hat jener Freund sicher seine Schuld nicht bezahlt. — Endlich habe ich einen Vetter, der mit auf mein Anraten ein ehrbares Brot verlassend, Schauspieler wurde, und den mir meine Mutter in ihrem letzten Briefe noch besonders auf die Seele band. Ich weiß noch nicht recht, was ich mit dem mache; jedenfalls aber möchte ich, was ich verschuldet habe, wieder gut machen, wie Zachäus, und seinen, so viel ich weiß, nicht reichen Eltern ein paar hundert Taler für sein gegenwärtiges oder zukünftiges Bestes zukommen lassen.

Nun sei Gott Dank, daß ich mich Ihnen über alles ausgesprochen habe; ist was Unrecht, so kann mich der Teufel

wenigstens nicht anfechten, daß ich's geheim gehalten habe. Er macht mir's ja so oft sauer genug und man hat hier keine Zeit, lange mit ihm herum zu disputieren. Haben Sie nur Geduld mit allen meinen Schwachheiten."

Doch noch ist Dr. Ribbentrop auf der Reise. Diese verfloß so angenehm, daß er ganz stutzig wurde, ob er denn auch auf dem rechten Wege, dem Himmelswege sei. In der Kapstadt besuchte er das Schauspielhaus. „O, Sie wären selbst mit hineingegangen!" ruft er Goßner zu. „Die Mohrenkinder waren darinnen und lernten lesen und singen und was allein Not tut. In lauter Häuflein geteilt, war hier ein Lehrer und dort eine Lehrerin und alles ging so still zu und doch so munter und tätig, daß es eine Lust war, es mit anzusehen; besonders erfreulich ist es, erwachsene Gestalten neben den Kleinen sitzen zu sehen, um lesen zu lernen; ferner daß Weiß und Gelb und Schwarz, Hübsch und Grundhäßlich durcheinander saß. Das ist die rechte bunte Reihe, die auch den Engeln gefallen muß. In einer Ecke saß der junge Prediger Stegmann mitten unter seinen Katechumenen, von dem wir auch in diesem seligen Schauspielhause eine Predigt hörten."

Das war in der Kapstadt, und in Kalkutta findet Ribbentrop wieder etwas so Schönes, daß er es gleich seinem Vater Goßner mitteilen muß. „Welch' eine blitzende Schrift hab' ich gefunden! Wenn man die Namen der Väter von Adam bis Noah der Reihe nach hernennt, so sind sie für den unterrichteten Hörer die urälteste Prophezeiung und die Summa der ganzen heiligen Schrift.

Adam	Seth
(der Mensch)	(gesetzt)
Enos	Kenan
in (kläglich)	(Leid)
Mahalaleel	Jared
(der gepriesene Gott)	(kommt hernieder)
Henoch	Methusalah
zeugend, (lehrend daß)	(sein Tod bringt)
Lamech	Noah
(den Gesunkenen)	(Ruhe.)"

Am 12. September 1848 landeten die Reisenden in Kalkutta und Ribbentrops Briefe sind lauter Freude und Glück.

„Nun haben wir zum erstenmale das Evangelium auf freier Straße den Heiden verkündigen sehen. O, welch' ein herrlicher Beruf, das Evangelium der ganzen Welt verkünden zu dürfen! Gott sei ewig Dank und Preis, daß er uns so etwas vergönnt und nun schon dicht vor uns in die allernächste Aussicht gestellt hat. Er wird ja auch mithelfen und sein süßes Holz unter alle die bitteren Wasser mischen, die uns begegnen mögen. Er möge es auch allen denen mit tiefem Frieden vergelten, die uns hierher geholfen haben. Sagen Sie es doch allen, wie glücklich wir darüber sind, auch denen, welche weder Gold noch Silber, sondern höchstens Kupfer beitragen konnten, oder auch nur ein einziges herzliches Gebet, welches ja alles vermag und den Aermsten im Nu zum Reichsten macht. Wenn es schon so erbaulich ist, das Evangelium in allerlei Sprachen verkündigen zu hören, was wird es erst werden, wenn wir es selbst tun können. Darnach verlangt uns herzlich."

In Chuprah am Ganges fand Ribbentrop seine Arbeitsstätte, und hier ist er auch bis zu seinem Tode geblieben. Fürerst freute er sich, gleich in geordnete Verhältnisse zu kommen, — alles war ihm zu gut, andere hatten's schlechter gehabt. Die Bereitwilligkeit der Heiden, das Wort Gottes zu hören, machte ihn glücklich, — doch lernte er auch ihre Unzuverlässigkeit kennen, statt viele Bekehrungen zu sehen, mußte er oft Verkehrungen wahrnehmen. Aber bald richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Schulen; die heranwachsende Generation war seine größte Hoffnung. „Das ist eine Glaubensstärkung, wenn man die Kinder vor sich sieht, die so gern lernen und schön antworten. Was ich mir nicht erklären kann, ist, daß die Bramanen das so gehen lassen, — ob sie eine Ahnung von der Macht haben, die Gott in die Kinder gelegt hat, ob sie zu träge sind, oder ob es ein Gefühl ist, daß sie den Sturz ihrer Religion doch nicht hindern können? —

Mit den Schulen geht es langsam, aber soweit man von Menschenwerk sagen darf, sicher. Ich kann wohl sagen, daß ich neulich bis zu Tränen gerührt ward, so freundlich drängten sich die Kinder herzu, ihre Sprüche herzusagen und so deutlich sprach sich's auf ihren Gesichtern aus, daß sie die Wahrheit des Wortes spüren, welches sie auswendig lernen. Freilich sprechen manche nur uns zu gefallen. Das ist ein Grundzug des knechtisch gesinnten Volkes, aber man trifft auch solche darunter, die die Wahrheit so lange nachgesprochen, bis sie unversehens einen Gefallen daran finden. Sollte die himmlische Weisheit nicht mehr vermögen als die Schönheit dieser Welt, die man nicht lange ansehen darf, wenn man nicht will gefangen werden? — Wir müssen noch mehr Schulen anlegen. Wir können es freilich noch nicht als ein Verlangen nach Gottes Wort ausgeben, was die Leute nach Schulen begierig macht; es sei ferne, uns so zu täuschen; aber das ist es doch, daß die Türen wie von selbst aufgehen, daß die Anzahl von Vorurteilen und Abneigungen fällt, welche wie eine Mauer zwischen uns und dem Volke stehen, daß wir Zutritt zu den Herzen des Volkes, — zu den Kindern gewinnen und daß diese, und durch sie auch schon jetzt gar manche Alten die Ueberzeugung schöpfen, daß wir nicht gekommen sind, um sie zu unseren Kastengenossen zu machen, sondern daß wir uns wirklich um ihr zeitliches und ewiges Wohl kümmern."

Freilich war es Ribbentrop schwer, daß er diese Kinder meist von heidnischen Lehrern unterrichten lassen mußte, da seine Kraft selbstverständlich nicht für mehrere Schulen ausreichte, aber er versichert, daß jene Lehrer nicht den Schaden täten, den europäische Rationalisten anrichteten. Sie lehrten, was man ihnen auftrug und wofür man sie bezahlte, ohne ihre eigene Weisheit zu Markte zu bringen. — Ribbentrop hatte überhaupt einen tiefen Zug zu allem, was gering und klein war, und seine Kinderliebe blieb sich gleich von Anfang seiner Arbeit bis zu seinem Tode. „Wenn das Schaf nicht folgen will, so lockt man das Lamm, dann kommt das Schaf von selbst," pflegte er oft zu sagen. Die Kinder waren ein Labetrunk

in der heißen Arbeit, über ihre Antworten freute er sich und sie fühlten, daß der Saheb sie liebte. „Was tut Gott?" hörte er einst ein Kind das andere fragen. „Er macht heilige Menschen," antwortete jenes. Das war denn auch Ribbentrops Trost für seine kleine Schar.

Aber es kamen auch große Leute zu ihm, die ein aufrichtiges Heilsverlangen hatten. Eines Abends kam er todmüde nach Hause, da klopfte noch spät ein Bramane bei ihm an. Gleich war Ribbentrop wach, und das war kein vereinzelter Fall. Er hatte keinen Wunsch weiter als

Ueber den Beruf zu sterben,
Seelen für das Lamm zu werben.

Ein durch jahrelanges Fakirwesen steinhart gewordener Mann, dessen Frau und Kinder Christen geworden, war endlich zum unverhohlenen Atheismus übergegangen; er ärgerte sich tot an der Frage: warum Gott die Sünde zugelassen? Erkenntnis des Christentums hatte er und Ribbentrop ging ihm mit treuer Liebe nach. Einem nach Wahrheit suchenden Hindu raunte jener einst die kurzen, heftigen Worte entgegen: Buthat dhup bithar dhup, d. h. draußen ist's heiß und drinnen auch. Man sieht, daß Ribbentrop es oft mit gar klugen Leuten zu tun hatte.

Nicht immer ging es ruhig zu, wenn er auf dem Bazar oder auf Götzenfesten predigte; er wurde mehrere Male tätlich angegriffen, einst sein Haus von einer wütenden Menge belagert, weil er einen jungen Hindu, der Christ werden wollte und sich zu ihm geflüchtet hatte, nicht ausliefern wollte. Aber was kümmerte Ribbentrop das! Und als die schreckliche Rebellion im Jahre 1857 ausbrach, und die Missionare mit ihrem Christenhäuflein mehrere Male fliehen müssen, da hat er nur Sorge, daß man daheim nicht glaube, sie seien schon zu halben Märtyrern geworden. Fröhlich schreibt er: „ein paarmal nach Dinapure fliehen und dort die Fürsorge, Barmherzigkeit und Allmacht unsres Heilands dop-

pelt erfahren, das war alles; daß wir uns zu Zeiten geängstigt und der Atem mitunter ein bißchen kurz wurde, ist unsere Schuld. Der Hukum (Befehl) war: „Fürchte dich nicht.“ Als unsere Kinder von der herannahenden Gefahr hörten, fingen mehrere zu weinen an. Ein kleiner Knabe sagte: „der HErr Jesus will uns totschlagen,“ ehe ich wußte, wie ich ihm antworten sollte, sagte ein anderes Kind: „O nein, der HErr Jesus will uns in den Himmel nehmen.“ Das war mir wie ein Blitz ins Herz. Ein anderer Knabe lachte und sagte: „Nein, der HErr Jesus will uns verstecken.“ — Unsern Distrikt hier zu verlassen, wäre uns schon um unserer Waisenkinder willen unmöglich gewesen; wir haben sie als unsere Kinder angenommen, so sind wir von ihnen unzertrennlich, bis sie selbst zu reifem Christentum heranwachsen. Die älteren von ihnen, die bereits verheiratet sind, haben in dieser Revolutionszeit redlich mit Beten geholfen.“

Ribbentrop arbeitete unermüdlich von früh bis spät. Er wunderte sich, daß nicht andere Kandidaten und Doktoren aus Europa zur Hilfe nach so großem Arbeitsfelde kamen. „Wie können sie nur so ruhig auf den Universitäten sitzen und fortschmauchen?“ rief er aus.

Ein in Chuprah angestellter Missionar gibt uns damals folgendes Bild von dem treuen Arbeiter:

„Ribbentrop hat die Waisenknaben und sonstige Arbeit an den Nativchristen. Er lebt ganz unter diesen und für sie, hat viel Not und Arbeit mit ihnen. Aber der HErr segnet seine Arbeit. Für alles andere ist er völlig abgestorben, aber Mission ist sein Leben, sein eigentliches Element. Da ist er glücklich, fröhlich, Tag und Nacht unermüdet, bei ihm heißt es: „Die Liebe Christi dringt uns, also zu tun.“ Er lebte nicht mehr, sondern Jesus Christus lebte in ihm.“

Was hier Ribbentrop tat, hat wohl schon mancher treue Streiter Christi getan, aber nun kommen wir zu einer Eigentümlichkeit unseres Helden, die er nur mit wenigen

gemein hat, die wohl für ihn in der Praxis nicht ganz richtig war, um die ihn aber doch ein verweichlichtes Geschlecht beneiden könnte.

Alle tieferen Menschen tragen einen Herd innerer Leiden in sich. Weil sie sich ein hohes Ziel gesteckt haben, stellen sie große Anforderungen an sich selbst. Können sie diesen Ansprüchen nicht genügen, so entsteht leicht ein Mißton, sie stehen vor ihrem Leben wie vor einer ungelösten Aufgabe. Ribbentrop machte sich viel Kampf und Plage: er wollte den Aermsten gleich werden in allen äußeren Dingen, er wollte in jeder Weise dienen, aller Knecht sein. — So hatte er selten mehr Sachen als er gerade an sich trug, — alles andere verschenkte er; wie oft wusch er zerlumpten Bettlern ihre Kleider, reinigte ihre Wunden und bezeugte so die Liebe, welche er predigte. Vor einigen Tagen noch erzählte Schreiberin dieses ein hier aus Indien anwesender junger Mann, wie eine Szene, die er als Kind erlebt, ihm unvergeßlich bleibe. Ein an ekelhafter Krankheit leidender Hinduknabe kommt in das Gehöft eines Mannes, bei dem Ribbentrop zu Besuch ist. Er kommt, um dort in einer Ecke den Hungertod zu sterben. Ribbentrops Trauer, daß er den Armen nicht retten konnte, wäre herzergreifend gewesen. Aber eins konnte er noch tun. Er gräbt ihm ein Grab, nimmt dann den Leichnam in seine Arme und begräbt ihn allein.

Bekam Ribbentrop etwas geschenkt aus Europa, so hatten andere es nötiger als er; einst schickte ihm Goßner zwölf Paar Strümpfe, ein befreundeter Engländer eben so viele Flaschen Bier. Die Missionsgeschwister waren eben zu einer Konferenz versammelt, als sie nach Hause kamen, fand jeder von ihnen Strümpfe und Bier, redlich verteilt zwischen seinen Sachen. Daß bei einer solchen Lebensweise seine Gesundheit litt, läßt sich denken. Ein Freund schenkte Ribbentrop einst Geld zu einer Erholungsreise nach Europa, aber „er war ja nicht krank", das Geld konnte ein Missionar, der sich eben verheiraten wollte, so gut zur ersten Einrichtung brauchen. Ribbentrop selbst hatte natürlich keine Zeit zum Heiraten.

In einem Brief an Goßner schrieb er:

„Wir haben keinen Mangel gelitten, — mehr täglich Brot als ich hier gehabt, wünsche ich mir nicht, sondern eher weniger. Nur den Armen hätte ich mitunter mehr geben zu können gewünscht, und habe gerade darin meine härtesten Anfechtungen gehabt, denn das ist für mich hier das Schwerste gewesen, daß wir so viel besser und gemächlicher leben als die Eingebornen und daß es, was Wohnung, Kleidung und Essen betrifft, für unsere Gewohnheit und Konstitution rein unmöglich scheint, dem Hindu ein Hindu zu werden. Ein Paar Schuhe und vollends ein Stuhl oder Taschenmesser sind hier schon Zeichen der (bei den Hindus) Wohlhabenden oder Reichen. Das Wort Butter hat hier so einen Klang wie bei uns Braten, man denkt dabei unverzüglich an reiche Leute. Da predige man nun einmal: „wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat und wer Essen hat, der tue auch also." O dies Schwert ist schon oft durch meine Seele gedrungen und ich fühle wohl, was das heißt: den Armen wird das Evangelium gepredigt, und daß das als Sein letztes Wunderwerk, als das größte genannt wird. — Noch eins! Könnten Sie uns nicht eigens eine Gabe für arme Heiden zusenden, für solche, an denen nicht etwa eine besondere Hoffnung auf Bekehrung, sondern von denen eben weiter nichts zu sagen ist, als daß sie frieren, hungern u. s. w. (der Winter ist für die Leute und selbst für uns sehr empfindlich, auch haben sie gar keine Oefen). Für sechs Groschen kann ein Mann oder eine Frau gekleidet werden, — ist das nicht reizend? Für neun, ja sechs Pfennige kann man einen Menschen zweimal des Tages sättigen, so einfach ist das Volk gewöhnt, — ist das nicht reizend? Ach, wie viele Bücher werden verteilt und wie viele Heiden verstehen keine anderen Bücher als die Jesus mit eigenen ausdrücklichen Worten mitzuteilen befohlen hat: „brich dem Hungrigen dein Brot u. s. w." O diese Bücher verstehen alle, selbst die Bösen, die die gedruckten Bücher zerreißen!"

Mehrere Jahre später schickte das Missionskomitee Ribben-

trop Geld zu einer Heimreise und bat ihn dringend, sich mehr zu schonen.

Hier seine Antwort darauf:

„Für alle Ermahnungen und herzliche Fürsorge meinen aufrichtigen besten Dank. Doch habe ich mich ungemein erschrocken, daß man so übertriebene Vorstellungen von meiner Lebensweise hat. Ich trinke keinen Kaffee, darauf reduziert sich am Ende alles, übrigens esse und trinke ich wie die andern. — Ich wollte, ich könnte fasten, wie die Apostel und eifrigen Christen zu allen Zeiten getan haben, so würde es auch mit dem Leben und der Salbung besser stehen und mit dem Predigen, das oft mager genug ausfällt. Der reiche Mann, der auch aß und trank und den Lazarus bei den Hunden ließ, schlägt mir oft genug in den Nacken, wenn ich predigen will. Aber Gott ist über die Maßen geduldig."

Es konnte nicht fehlen, daß bei solcher Gesinnung Ribbentrop dennoch in eine Art Selbstquälerei hinein kam; nicht nur, daß er sich nie genug tat, er rechnete es sich zur Schuld, wenn es mit dem Werke hier und da nicht recht vorwärts wollte; die Sünden der Heiden und Heidenchristen machte er sich zum Vorwurf. Und doch konnte er sich auch wieder den großen Erfolgen bei den Kols gegenüber damit trösten: „Regnet's bei uns nicht, so tröpfelt's doch." Mutlos und verzagt wurde er nur an sich, nie an anderen.

Es war natürlich, daß indische Universitäten und gelehrte Gesellschaften ihre Hände nach dem so selten begabten Doktor ausstreckten, daß ihm die reichsten Stellen geboten wurden. Sie hatten keinen Reiz für ihn. „Wenn ich hier weglaufen wollte," sagte er, „so würde ich zu den Kols oder zu den Karenen laufen, da geht's lustig her."

Gott hat aber dem lieben treuen Streiter auch auf seiner Station viele schöne Festtage gegeben, manche Seele hat ihn ihren Retter genannt. Es waren auch Festtage für ihn, wenn er aus leiblichem Elend retten konnte. Einst erzählt er:

„Einen schönen Weihnachten haben wir vor einigen Wochen gehabt, obwohl kein Kuchen und Wachslicht dabei war. Der Richter hatte unter den reicheren Heiden eine Subskription veranlaßt, die Armen zu kleiden, die sich an 600 Gulden belief, wofür eben so viele wollene Decken und noch bares Geld an die Lahmen, Blinden und Krüppel der Stadt und Umgegend verteilt wurden. Da saßen denn auf einem Platz nicht weniger als 200 ganz oder halb Blinde, an 50 Stumme und an 100 schrecklich aussehende Aussätzige und Krüppel. Ach Jesus! Warum wandelst du nicht wie damals unter ihnen mit Heilen, Trösten und Seligmachen!"

Diese starke Liebe zu den Armen war es auch, welche nun Ribbentrop trieb, Hand an ein neues Werk zu legen. Er baute ein Fakirhaus in Chuprah. Die „Fakire" sind die Heiligen in Indien und erlangen diese Heiligkeit durch die seltsamsten Mittel. Jahrelang nackt der Hitze trotzend, täglich das Haar mit Asche und Kuhmist bestreuend, sind sie vollständige Tagediebe; neben dem Bilde eines Gottes regungslos sitzend oder mit den wunderlichsten Geberden dasselbe umkreisend, legen sie sich bald diese bald jene Marter auf. Einer hat die Hand stets geschlossen, daß ihm die Nägel durch das Fleisch wachsen; ein anderer hängt sich so lange an einen Baum, bis seine Arme absterben und verdorren; ein dritter steht jahrelang unbeweglich auf einer Säule; einige sehen so lange in die Sonne bis sie blind sind, andere laufen über glühende Kohlen und verstümmeln ihren Körper auf alle nur mögliche Weise. Und diese Leute sieht das Volk als die Lieblinge der Götter, ja fast als halbe Götter an. Alle möglichen Geschenke werden ihnen gebracht und eben diese sind es wohl, die die Mehrzahl der Fakire dies entsetzliche Leben ergreifen läßt, bei nur wenigen ist es ein wirklicher Drang, ihre Sünden abzubüßen.

So lange sie nun gesund sind, geht es ihnen äußerlich gut, aber sobald sie alt und krank werden, kümmert sich niemand mehr um sie. Nach der Ansicht der Hindus liegen

sie dann, wie alles Kranke, unter dem Fluch Gottes und wer sich ihrer annimmt, macht sich desselben Fluchs teilhaftig. Nun denke man sich das elende Los dieser armen Verstümmelten, sie kommen entweder hilflos in der Sonnenhitze um, oder werden lebendig von wilden Tieren gefressen.

Für sie baute Ribbentrop ein Haus. Das Bedürfnis eines solchen war schon längst von Missionaren wie Magistrat gefühlt, aber man konnte trotz aller Beratungen über das Wie nicht einig werden. Ribbentrop beriet nicht lange, er handelte und legte selbst Hand an. Da war es nun seine Freude, diese Elendesten der Elenden in dies Asyl zu tragen, sie zu reinigen, ihnen in jeder Weise zu dienen, ihre Qualen zu lindern. Und dann erzählte er ihnen von Dem, Der sich für sie hatte martern und töten lassen, und er hatte die Freude, zu sehen, daß manches harte Herz vor dieser Liebe weich wurde. — Seine Kinder, seine Waisen, seine Kranken, die Aussätzigen, die bei lebendigem Leibe verfaulten, — das war nun Ribbentrops Tagewerk. Sein Tagewerk? — Der mit ihm stationierte Missionar bezeugt, daß Ribbentrop keine Nacht auf seinem Lager geblieben, daß er Nacht für Nacht wieder auf Stunden zu den Fakiren hinüber gegangen sei. Auf Vorstellungen, die ihm dagegen gemacht wurden, erwiderte er: „o es könnte einer in dieser Nacht sterben und ich wäre nicht bei ihm und hätte nicht mit ihm gebetet!"

Aber mit dem Tode war Ribbentrops Werk noch nicht zu Ende. Wer sollte diese Toten begraben? Angehörige haben sie nicht, bei den eingebornen Christen ist der Ekel zu groß. Ribbentrop hat wiederum in der Nacht die Leichname bestattet. Das war Liebe, und diese Liebe verstanden auch die Hindus.

Dabei aber wurde Ribbentrop kein werktätiger Heiliger; wenn er ja auf sein Tun sah, so wurde es zur Anklage wider ihn. Er ist stets und bis an sein Lebensende durch scharfe, ernste, innere Gerichte gegangen. Erschütternd ist sein letzter Brief zu lesen, den er im März 1863 nach Europa

schrieb. Er bittet darin, man möge nicht gut von ihm denken, er sei der Mann nicht, den man aus ihm mache. Er sei matt gewesen bis aufs Blut und Gottes scharfe Gerichte haben ihn erst wieder aufgeweckt. Er, er hat Schuld an allem Unglück, um seinetwillen sterben die meisten, die er in sein Fakirhaus aufnimmt. Aber nun nach bitteren Tagen und heißen Nächten glaubt er fröhlich wieder dem Wörtchen Gnade. Sein letztes Wort ist: „Ich will Gott loben, daß er unsrer gedenkt und Sein Wort reichlich hält bei uns zu bleiben bis an der Welt Ende."

Wohl dem Menschen, der in seiner Armut so reich und in seinem Reichtum so arm ist wie Ribbentrop!

Begleiten wir ihn nun auf seiner Todesreise.

Etwa 12 Stunden von Chuprah liegt die Stadt Muzafferpur. Dort sollte Ribbentrop bei dem Kinde des Missionar Dr. Sternberg Patenstelle übernehmen. Am 6. September 1863 traf er im Hause dieses Freundes ein. Nach der Taufe besah er sich den dortigen Kirchhof; ein anderer Freund fand ihn dort und sagte: „Du besuchst ja hier die Toten und die Lebendigen." Darauf antwortete Ribbentrop: „Ja, wären wir nur alle lebendig." Hatte er sich da die Stelle ausgesucht, an der er vier Tage später ruhen sollte?

Am 9. September ging er fort von Muzafferpur. Man wollte ihn fahren lassen, er nahm den Wagen nur auf zwei Stunden an, vier Stunden wollte er zu Fuß gehen, während der Mittagshitze bei einem Pflanzer ausruhen und abends nach Chuprah zurückkehren. — Am Wege saßen Bettler, jeder empfing eine Gabe von ihm, keiner bemerkte ein Zeichen von Unwohlsein an dem Saheb. Eine Stunde von der Faktorei entfernt, wo Ribbentrop rasten wollte, sieht ein Hindu, der am Wege mit seiner Kuh im Schatten sitzt, daß der Saheb plötzlich mit wankenden Schritten geht, sieht wie er taumelt, sich dann auf den Straßengraben unter einen Baum setzt und den Kopf nach hinten überbeugt, — etliche eilten hinzu, aus des

Sahebs Munde fließt viel Schleim und Blut, er spricht kein Wort. Da wird ihnen angst, sie merken, daß er stirbt, laufen zum Pflanzer, der kommt unverzüglich, — aber dort am Graben sitzt nur die Hülle Ribbentrops, der Geist ist entflohen.

Der Pflanzer läßt seinen Leichnam bewachen, sonst würde der in einer halben Stunde ein Raub der Geier geworden sein; gegen Abend sendet er einen Wagen, denselben zu holen. Der Arzt erklärt, nicht Cholera, nicht Sonnenstich hat Ribbentrop getötet, sondern ein Herzschlag seinem Leben ein Ende gemacht. Er hat nach den vielen Kämpfen seines Lebens keinen schweren Todeskampf gehabt, ein heftiges nach Luftschnappen, — und alles muß vorbei gewesen sein. Weinende eingeborene Christen geleiteten den Leichnam nach Muzafferpur zurück; hier wetteiferte alles, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Jeder wollte dem dienen, der allen gedient hatte. Wie lieb ihn die Christen in Chuprah gehabt, sah man, als die Todesnachricht kam. Das Geschrei und Klagen wollte sich nicht stillen lassen. Es war gut, daß Ribbentrop sein Grab in Muzafferpur und nicht in Chuprah fand, die Fakire und die Heiden dort, welche so oft seine Liebe erfahren hatten, hätten ihn wohl zu einem deota (Gott), sein Grab zu einem Wallfahrtsort gemacht, und auf demselben geopfert. Nun fand er in Muzafferpur seine Ruhestätte; das Kreuz auf seinem Grabe trägt die Worte:

„Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen."

Was die Mission, was seine Mitarbeiter an Ribbentrop verloren, das wurde nach seinem Tode erst recht klar.

„Ribbentrop ist tot, o wir können's noch nicht fassen," so tönte es aus allen Briefen. Nur eine Stimme des Lobes war:

laur. Hier nur wenige Worte eines Mitarbeiters über ihn statt vieler.

„Die letzte Zeit war er sehr tief in seinem Christentum, er predigte zuweilen gewaltig und überirdisch. — Wir haben nur immer bewundert, wie der liebe Bruder die vielen Verleugnungen so lange hat aushalten können, menschlich geredet, hat er sich zu Tode gearbeitet. Sein hervorragendster Charakterzug war demütige, dienstfertige Liebe, das bezeugen alle Christen und Heiden, — er konnte keinen, mit dem er zusammenkam, vorbeilassen, ohne ihm Liebes zu tun, — da war ihm nichts zu groß und nichts zu klein, — er stand mit Leib und Seele, Hab und Gut, Tag und Nacht allen und jeden zu Diensten. — Das war sein Tun, sein Missionieren, sein Leben. — Man mochte wehren, wie man wolle, er setzte es doch durch, jedem etwas Gutes und Liebes zu tun. Und wie wußte er alles zum besten zu kehren mit seiner fast übertriebenen Friedfertigkeit! Sich selbst aber hat er für den unnützesten Knecht gehalten. Woher hatte er diesen Sinn? Er hatte ihn durchs Gebet erhalten. Er brachte täglich 2—3 Stunden im Gebet auf den Knieen zu, und schöpfte dadurch immer wieder Gnade um Gnade aus dem unversiegbaren Quell. Nun, er war eine reife, süße, volle Garbe, ein lebendiges Denkmal der erneuernden und beseligenden Liebesmacht des Heilandes, darum bedurfte es auch keines langwierigen Krankenlagers um Schlacken abzubrennen; der HErr konnte die Seele seines Knechtes nur so vom Leibe lösen und in seine Arme schließen."

Wir haben nichts mehr hinzuzufügen. Ribbentrop hat mit ganzer Hingabe und ganzer Treue gearbeitet, hat sich verzehrt im Dienst der Liebe. Die katholische Kirche würde ihn heilig sprechen, wir wissen nichts schöneres, als ihn selig

zu preisen. — Seine Verwandten in Deutschland wollten gern ein sichtbares Andenken an ihn, wollten seinen Nachlaß haben. Er hatte keinen. Seine Kleider waren nicht transportfähig. Sein weißer Sonnenhut wurde gesendet.

Aber sein schriftlicher Nachlaß? Einige Bruchstücke eines Tagebuchs, einzelne Gedanken, wenige Gebetsworte, — das war alles, was Ribbentrop hinterlassen.

Haben wir nichts weiter von ihm?

Große Taten weiß und kenne ich nicht. Was ist groß? Aber ein großes Leben kenne ich und ein solches hat Dr. Ribbentrop gelebt. —

Die Pest in Ghazipur. Von Frau Missionar Lorbeer jr., Ghazipur. 20 Pf.
Harkhu der Aussätzige. Von Missionar F. Hahn. Fünfte Aufl. 10 Pf.
Vater Blume oder: Was ein pommerscher Dorflehrer für Gottes Reich und Missionswerk getan hat. Von Herm. Petrich. Mit vielen Bildern. 15 Pf.
Das Herz Indiens. Skizzen aus Benares. Von A. Kausch. 20 Pfennig.
Der Held von Ghazipur. Von Missionar H. Lorbeer. (Aus dem Englischen übersetzt von J. Burg.) Mit Illustrationen, brosch. nur 60 Pf. geb. nur 1 Mk.
Goßners Mission unter den Kols in Britisch-Ostindien 1848—95. Eine Festschrift. 68 Seiten, broschiert 50 Pfennig.
Goßners Segensspuren in Nord-Indien. Eine geschichtliche und missionstheoretische Reisebeschreibung. Von K. Plath, † Missions-Inspektor. 162 Seiten, hübsch gebunden 1,80 Mk.
Vater Goßner. Von Pastor Georg Richter. 32 S. mit vielen Illustr. 20 Pf.
Missions-Postkarten. Eine Serie von 12 Postkarten mit Ansichten aus Indien (vorzüglich aus dem Gebiete der Goßnerschen Mission) in Photogravure wundervoll ausgeführt. Preis der Serie 1,20 Mk.

Neue Missions-Schriften
in prächtigen Farbendruck-Umschlägen.

17 verschiedene Schriften à 5 Pfg., 100 Hefte, auch gemischt, nur 4,50 Mk.
Die Titel lauten:

Aus dem Leben der Brahmanen. } Von Frau Missionar Bruske.
Dhimi Kalcho, ein Uraukind. }
Wie ein Mensch ein Tiger wurde. Von Miss. Diller.
Der Aberglaube der heidnischen Kols in Chutia Nagpur in Ostindien. Von Missionar P. Eidnäs.
Ein Christ im roten Rock.
Dale Pritammasih Tiga oder: Wie aus dem Sohne eines Zauberers ein christlicher Katechist geworden ist. Von Missionar F. Hahn.
Die Feuerbuße eines indischen Heiligen. Von Missionar F. Hahn.
Pastor Suleman Khalkho. Von Missionar F. Hahn.
Aus den Leidenstagen eines Teufels. Von Missionar Aug. John.
Priscilla. Eine Geschichte aus Indien.
Paulus von Diangkel, ein Streiter Christi unter den Kols. Von Missionar C. Püsching.
Tapfere Kämpfer. Seliges Sterben. Von Missionar C. Püsching.
Verirrt und heimgekehrt. Von Missionar C. Püsching.
Den Weg des Friedens wissen sie nicht. Von Missionar E. Wüste.
Ein treuer Bekenner. Von Missionar E. Wüste.
Grausamkeit als Götzendienst. Von Missionar E. Wüste.
Ein seltsames Grab. Von Frau Missionar Lorbeer jr.

Hervorragende Geschenkwerke für jeden Theologen!

Wort und Geist. Theologische Meditationen über ausgewählte Stellen des Neuen Testamentes von **Hans Oskar Rausch.** Groß-Oktav. 31 Bogen, elegant ausgestattet. Brosch. statt Mk. 7.50 nur Mk. 3.—

Die Altkirchlichen Evangelischen Perikopen. Akademische Vorträge von **F. L. Steinmeyer,** weiland Professor und Doktor der Theologie. Herausgegeben auf Grund eines Originalmanuskriptes von Pfarrer **A. Löwentraut.** 14 Bogen. 8°. Brosch. statt Mk. 3. nur Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Johannes Goßner. Dritte vermehrte Auflage. **Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts** von **Herm. Dalton.** Gr. 8°. XV. u. 533 S. mit Bildnis. Brosch. Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—

Schriften von Johannes Gossner.

Schatzkästchen, enthaltend biblische Betrachtungen mit erbaulichen Liedern auf alle Tage im Jahre. **Zwei Ausgaben: Oktav- und Taschenformat.** Hübsch geb. in Halbleder Mk. 1.50, 6 Ex. à Mk. 1.20, eleg. in Leinw. mit Goldschnitt mit Futteral Mk. 2.50.

Evangelische Hauskanzel. Auslegung und Erklärung der sonn- und festtäglichen Evangelien des Kirchenjahres. Hübsch gebunden Mk. 2.50.

Die Nachfolge Christi von **Thomas von Kempis.** Übersetzt und mit Nachlese versehen von Joh. Goßner. Geb. in Leinwand Mk. 1.50, mit Goldschnitt Mk. 2.—, in Leder mit Goldschnitt Mk. 3.20.

Das Herz des Menschen ein Tempel Gottes oder eine Werkstätte des Satans. Kart. 40 Pf., 12 Exemplare für Mk. 3.60.

Goldkörner. Gebunden in Ganzleinwand Mk. 1.60.

Neue Missions-Schriften in prächtigen Umschlägen.

5 verschiedene Hefte à 25 Pf., 100 Hefte, auch gemischt, nur Mk. 20.—

Schiffbrüchige auf der Reise nach Ostindien. } Von Miss.
Anschauungen und Bekenntnisse eines Eingeborenen. } E. Müller.
Mit vielen Illustrationen.

Prndiji und Belong. Eine Geschichte aus Indien. Von E. Nottrot.

Treu bis in den Tod. Lebensbild des Missionars **Dr. Fr. Ribbentrop.**

Leiden und Freuden bei der Gründung der Jubiläumsstation der Goßnerschen Kolsmission. Von **B. Lauzemis.**

Die Hindus. Von Missionar **P. Walter.** Mit 5 Illustrationen. 15 Pf.

Ein Vater der Aussätzigen. Von **G. Schott.** Mit Illustrationen. 15 Pf.

Die Musik einst und jetzt. Von **M. Kastropp.** 25 Pf., 50 Expl. à 20 Pf.

☞ An die Freunde unserer Mission liefern wir zu Missions-Festen und -Stunden unsere Missionsschriften zum **Verkaufe in Kommission.** Wir senden franko und vergüten alle Porto- 2c. Auslagen. — Wir bitten von diesem Angebot recht zahlreich Gebrauch zu machen. Bestellungen an die

Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Friedenau-Berlin.

Christliches Verlagshaus, Buchdruckerei, Stuttgart.